

(Nachdruck verboten.)

7) Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreker.

Als dann die Aushilfszeit bei Walzmann wieder vorüber war, wurde Lorensen plötzlich in das Atelier seines Professors gerufen, der das Lehramt an der Akademie aufgegeben hatte und ihn nun bei der Ausführung eines großen Brunnens für eine kleine Residenzstadt beschäftigen wollte. Erfreut willigte er ein, denn er bekam gut bezahlt und durfte dadurch auf weitere Beziehungen hoffen.

Einige Tage darauf trat man auch an Kempen mit einem Auftrag heran. Ein bekannter Kunstgießer hatte in Paris eine Genrebüste gesehen, die viel gekauft wurde. Ein junges Mädchen trug einen zwitschernden Vogel auf der Schulter, mit dem sie sich anscheinend unterhielt. Er dachte an etwas Nehrliches für den Handel und versprach sich ein Geschäft davon. Kempen lag die Sache nicht, die Lorensen jedenfalls vortrefflich gemacht haben würde, wenn er jetzt den Tag über nicht aus dem Hause gewesen wäre. Trotzdem wollte er nicht gern ablehnen, um sich die Gunst des Mannes nicht zu verscherzen.

Es war morgens, als die Freunde beim Kaffe saßen und darüber berieten. Da der Februartag neblig und dunkel war, so hatte Lorensen es heute nicht eilig. Plötzlich, nachdem es bescheiden geklopft hatte, trat Klara Munk herein, einen kleinen Deckelkorb am Arme, aus dem ein leises Gurren sich vernehmen ließ. Beide hatten sie nicht mehr gesehen seit dem Vormittag, wo sie wirklich aufgetaucht war, um nach Wäsche zu fragen, aber erfolglos, denn die Künstler hatten ihre besondere Art, der sie nicht untreu werden wollten.

Nun stand die braune Hexe vor ihnen, die Rässe des Lautwetters an den derben Schuhen, Feuchtigkeit im Kleidchen, im ausgefransten Zedert und auf dem glänzenden Haar, das noch wie früher schwer herniederhing. Ihre Augen blitzten im frischen Gesicht, und unter den vollen Lippen leuchteten die Zähne, denn sie lächelte vergnügt wie ein Kobold, der seine Mucken treibt.

Ob die Herren vielleicht ein paar Tauben kaufen wollten? Mutter habe noch zwei zu vergeben, die letzten von dem Dugend, das sie sich gehalten hätten.

Sie hatte den Deckel bereits aufgerissen und eins der weißen Tierchen hervorgeholt, das sie nun fest an ihre Brust drückte, den Schnabel auf ihr Mündchen gerichtet.

„Bleib so stehen, bleib so stehen!“ rief Lorensen begeistert aus und sprang vom Tisch auf.

Ruhig verharrte sie in derselben Stellung, die langen Wimpern gesenkt, von köstlicher Ahnung bewegt, was die Männer am Fenster leise besprechen würden. Und als Lorensen sie bat, die dumme Facke abzulegen und das Tierchen noch einmal so zu halten, erfüllte sie ohne weiteres diesen Wunsch. Sie war rot geworden, in jener freudigen Erregung eines flüchtigen Mädchens, das den Mittelpunkt eines wichtigen Vorgangs bildet.

„Hör mal,“ sagte nun Kempen nach einiger Ueberwindung. „Könntest Du wohl vormittags ein paar Stunden Modell sitzen? Du weißt doch, was das ist?“

Ein erhabenes Nicken kam, dem die Worte folgten: „Sie müssen aber erst Mutter fragen.“

Kempen kaufte die Tauben ohne zu handeln, was Lorensen merkwürdig fand. Dann tat der Värbeißige die Tiere in eine Kiste, warf die Erbsen hinein, die noch im Korbe waren, und ließ das Mädchen gehen.

In der Dämmerung machte er sich auf den Weg zu Frau Munk, die nicht weit wohnte, in einer der Straßen, die auf Schöneberger Gebiet lagen. Als er den schmalen, unsauberen Hof hinter sich hatte und dann glücklich durch den schwach beleuchteten Flur in die verbaute Parterrewohnung des Quergebäudes gelangt war, erkaunte er, keine von den gewöhnlichen Witwen zu finden, denen man ihr Gewerbe sofort ansieht, sondern eine stattliche Person, deren Eindruck an bessere Tage erinnerte. Fast geriet er in Verlegenheit, als sie ihn mit Anstand in das saubere Zimmer hinter der Küche führte, wo alles weiß von Wäsche war, die der Bearbeitung harrete. Es roch nach Stärke und nach Plätteisen, und die badige

Wärme legte sich Kempen sofort auf die Lunge; aber mit einem gewissen Behagen atmete er diese Stubenluft, die ihn an die enge Klause der Mutter daheim erinnerte.

„Ah, der Herr Künstler!“ Nach einem Wink von ihr schlürfte ein kräftiges Mädchen in heller Bluse, das mit seinem derben, entblöhten Armen am Fenster das Eisen gestrichen hatte, auf weichen Sohlen hinaus, wobei die Dielen erzitterten. Dann warf Frau Munk mit einem Schwung einen Berg Chemisettts von einem Stuhl auf das Sofa an der hinteren Wand und lud ihn zum Sitzen ein. Die einzige Lampe stand auf der Kommode; im tiefen Schatten des äußersten Winkels fischerte jemand, und als Kempen den Blick dorthin richtete, sah er Klara auf einer Fußbank hocken und ihren Kaffee trinken. Wie der Wind hatte sie sich bei seinem Eintritt verzogen, um verstedt zu hören, was man sprechen würde.

„So ist sie nun, immer hat sie Pöffen im Kopf,“ sagte die Mutter, ohne es ernst zu meinen. „Aber sie ist ein gutes Kind, brav und fleißig. Sie war immer die Beste in der Schule. Wenn ich sie jetzt nicht hätte —! Man hat es nicht leicht, Herr Kempen. O, ich weiß schon, wie Sie heißen. Und auch von dem drolligen Umzug hat sie mir erzählt. Sie spricht immer die Wahrheit und verschweigt mir nichts. Ist das nicht hübsch?“ Und als der Bildhauer, wortlos darüber, hier wie ein guter Bekannter behandelt zu werden, nur nickte, fuhr sie fort: „Ich habe lachen müssen. Ja, die Kunst geht nach Brot, das war immer so.“

Sie sprach in einem Zug weiter, von ihrem Vater, der noch als Greis ein schöner Mann gewesen sei mit roten Wangen und langem, weißen Bart, und den sich alle Maler geholt hätten, um ihn zu bereuigen. Auf vielen Gemälden sei er zu sehen, und da oben über der Tür hänge noch sein Bild, nun schon verräuchert durch die Jahre, das ihm ein Künstler geschenkt habe. Er sei sparsam gewesen, aber ihr Mann, der Mechaniker, habe mit seiner Erfindungslust die paar tausend Mark wieder verpulvert, und nun müsse sie sich durchschlagen, wie es gehe. Aber nicht lange mehr solle ihre Tochter so herumlaufen, denn sie müsse in irgend ein Geschäft, um etwas Tüchtiges zu lernen. Merkwürdig sei nur, daß sie für Kunst schwärme, das müsse wohl so in ihr liegen; denn vor keinem Bilderladen könne sie vorübergehen, ohne nicht zu gaffen und zu staunen.

„Aber so laß mich doch, Mutter, das ist doch das einzige Vergnügen, das ich habe,“ klang es aus dem Winkel, mit einer gewissen Traurigkeit, so daß Kempen davon gerührt wurde. Er sah nur die Armut an diesem Ort und dachte an die gleiche Not seines Lebens, in der Tag für Tag brennend der Wunsch in seiner Brust gezehrt hatte, hinaus ans Licht zu kommen. Und dort in der Ecke saß Eine, die vielleicht dieselbe Sehnsucht hatte und deren kindliche Frißche in dumpfer Luft erstickt wurde, ohne daß man ihr Hangen und Wanken begriff.

Weshalb sollte sie nicht als Modell gehen, wie ihr Großvater, wenn der innere Drang sie dazu trieb? Hermann Kempen hatte schon wieder seine Arbeit im Sinn, vergaß ganz die Person und kam kurz und bündig auf die Sache zu sprechen. Zwei Stunden am Vormittag würden genügen, die man täglich bezahlt bekommen könnte.

Frau Munk hatte ihre Bedenken. Die Künstler, die Künstler! Das sei ein Völkchen mit leichten Anschauungen, und ihre Tochter sei ein unberdornenes Kind; zwar schon aufgeweckt, aber doch unschuldig wie die Sonne. Nein, es ginge nicht, so sehr sie auch zu Gefälligkeiten geneigt sei.

Hermann Kempen, durchaus würdig anzuschauen, fehrte den Trotz des Mannes hervor, der etwas erreichen will. Er wolle doch nur den Kopf modellieren, das Gesicht mit den Grübchen!

Sie lachte und schickte Klara in die Küche. „Das sagen die Herren Künstler immer,“ fuhr sie dann fort. „Und dann wollen sie immer mehr sehen. Mein Vater hat schöne Geschichten darüber erzählt! Zum Kopf gehört doch auch ein Hals, und dann das übrige. Obendrein sind Sie zwei. Meine Tochter würde sich zu Tode schämen.“

Endlich, als Kempen auf seine Mannesehre versichert hatte, daß sie deswegen nicht in Unruhe zu schweben brauche, und er sich freuen würde, wenn sie müßte, um sich von der Harmlosigkeit der Arbeit zu überzeugen, gab sie nach. Die zwei Mark lockten auch, die fast mühelos ins Haus kommen

Die familie Krage.

Von Johann Skjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Selb.

27.

folkten. So reichte ihr denn Kempen zum Schluß die Hand und verließ sie mit Befriedigung. Noch in der Küche hatte er Klara gesprochen; kaum aber war die Thür hinter ihm geschlossen, so hörte er sie drinnen wie jubelnd ausrufen: „Das wird schön, Mutter, das wird schön!“

„Das müssen wir erst abwarten.“ knurrte Kempen vor sich hin, wobei er aber nur an seine Kunst dachte.

Schon am anderen Tage, kurz vor zehn Uhr, kam sie, gebracht von ihrer Mutter, die sofort sagte: „Ich muß doch einmal sehen . . .“ Und sie blickte sich wirklich neugierig im Zimmer um, lachte über die Venus auf dem Spind, der man einen alten Strohhut aufgesetzt hatte, und musterte auch sonst all die Dinge, die der Stube einen malerischen Anstrich gaben. Lorenzen, der die Buntheit liebte, hatte seidene Fersen ausgekratzt, die in kühnen Falten vereint mit zwei Papierschächeln zwischen den weißen Abgüssen hingen. Einer anatomischen Gipsfigur war ein billiger, roter Fetz aufgestülpt, der von einem Ateliefert stammte. Photographien, Holzschnitte und Kupferstiche ohne Rahmen klebten an den Wänden, in jener göttlichen Unordnung, die der Philister so sehr haßt.

Ueber Nacht hatte es wieder streng gefroren, und so trat Frau Lemke mit einer Schürze voll Holz ein, um kräftig nachzufeuern; sie kannte das Mädchen wieder, sah die fremde Frau und dachte bei sich: „Was wird das nun werden?“ Kempen klärte sie auf, und sie ging mit jenem verdächtigen Blick, der mehr als Worte sagt. Diese Künstler zahlten wenig und verlangten viel — das war der ewige Gedanke, den sie in sich verschloß.

Klara trug ihr blaues Sonntagskleid mit Spitzen am Hals und an der Armelöffnung. Sie hatte Stiefel mit Lack an, und ihr Haar war sauber gefämmt und geknotet. Man sah, wie die Mutter sie zurechtgemacht hatte mit der Sorgfalt ehrbarer Frauen, die mit ihrem Liebsten prahlen möchten. Aber alles für die gute Stube, nur nicht für die Kunst! Kempen sagte es sich sofort und bat die Mutter, die Flechten auflösen zu dürfen, was sie mit einem sauren Gesicht zugab, denn sie hatte sich gehörig Mühe gegeben und ihre Arbeit darüber vergessen. Fast bis zu den Fersen reichte das Haar, das, nun ledig seiner Fesseln, die Kleine wie ein brauner Mantel aus loser Seide umwogte.

Kempen hatte zwei flache Kisten zusammengestellt, und als sie nun oben auf dem Stuhl saß, immer lautlos, mit pochendem Herzen, ergriff er ihren Naturschmuck und schlang ihn geschickt zu einem großen Knoten, der mit seinen Enden nach vorn über die Schultern rieselte. Und er dachte sich dazu etwas anderes: ein weißes, durchsichtiges Kleid, das den schwachen Schmelz ihrer Haut zeigen würde, die ganze Plastik dieser knospenden Büste, deren schöne Rundung selbst die mummelige Taille nicht verbergen konnte.

„Wie Sie das alles verstehen,“ warf Frau Munk ein und lachte abermals. Breit und fest hatte sie sich auf das Sofa gepflanzt, die Rechte auf den derben Schirm gestützt, mit der ganzen Koketterie einer noch hübschen Frau, die nun von Eitelkeit auf ihre Tochter erfüllt ist, in der sie ihr Ebenbild erblickt. „Ach, da bist Du ja wieder, Du liebes Turteltaubchen,“ rief sie dann aus, als Kempen die weiße Taube aus dem Behälter nahm und sie Klara in die Hände gab, um zu sehen, wie sich alles machen würde. „Daß Dich nur nicht beißen, sie war immer so wild.“

Das Tier flügelte und schnäbelte nach dem Mund, saß dann aber still an der Brust wie lebender Flaum. Kempen rüdte den Modellierbock zurecht und begann schweigend seine Arbeit, um die erste rohe Skizze zu haben. Klara warf er den Ton an, knetete dann darauf los, wobei die Finger ihm das Werkzeug ersetzten. Alles wuchs unter seinen Händen, zwar nur in groben Zügen, aber als Abbild dessen, was er zeigen wollte. Niemand sprach ein Wort.

Zweimal noch ließ Frau Lemke sich blicken, um sich am Ofen schaffen zu machen; aber ihre Miene verriet, daß nur die Neugierde sie hereingetrieben habe.

Die Mutter hielt wader bis zum Schluß aus. Zwar war sie auch am anderen Morgen wieder zur Stelle; als sie dann aber eine halbe Stunde unverwundlich dageessen hatte und nur das ernste Arbeiten dieses merkwürdigen Mannes sah, der stets knurrte und brummte, höchstens mit den Fingern sein Modell zurechttrieb, sonst aber kein Lächeln und kein zärtliches Wort herausbrachte, fand sie diesen Bewachungsdienst ebenso langweilig als überflüssig, und so empfahl sie sich mit der Ausrede, noch einen wichtigen Gang zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

25]

Es geschah nicht selten, daß eine Schar von Männern sich auf den Wegen und Fußsteigen zeigte, die von den Toruper Dünen in die Umgegend führten. Das war, wenn ein Hochschulvorsteher in Lem sprach und namentlich, wenn in Torup über irgend etwas abgestimmt werden sollte.

Still betraten sie stets die öffentlichen Lokale und hielten sich gern, zu einem Klumpen vereinigt, etwas im Hintergrunde, wo sie still und beobachtend standen, leicht zu erkennen an ihrem starken Haarwuchs und der groben, selbstgefertigten Kleidung.

Wenn aber über etwas abgestimmt werden sollte, da öffneten sich die stummen Munde und nannten alle dasselbe Wort oder denselben Namen mit lauter, wetterharter Stimme, einer nach dem anderen die ganze Reihe entlang — oder alle streckten wie auf Kommando die starkknöchigen Hände in die Höhe.

Drinnen standen sie schüchtern, als wenn sie in der Kirche wären. Aber wenn sie erst aus den Versammlungen heraus und allein draußen auf den Dünenwegen waren, dann konnten sie scherzen, bisweilen sogar ausgelassen sein wie die Jugend, die Mannesstärke durch ihren Körper rinnen fühlt. Denn jetzt konnten die von Arbeit geträumten Häusler die Macht des Stimmrechts. Es war ein starker Arm, der in den Sattel heben und auch wieder herunterzerren konnte.

Wo Jürgen Krage sich zeigte, da waren die Dünenbewohner nicht allzu weit entfernt. „Sie sind überall und treten gleich in Mengen auf, diese verdammten Dünenkrähen!“ sagte der Gutsbesitzer Stob. Ihn hatten sie aus dem Gemeinderat heraus und Jürgen hineingebracht.

„Gegen die Eigenmächtigkeit des Probisitoriums sehen wir das allgemeine Wahlrecht!“ hatte Jürgen gesagt, als sie mit der Unruhe neuerweckter Energie in ihn drangen, etwas zu unternehmen. „Langsam aber sicher! Wenig auf einmal, aber oft!“ — Und damit war die neue Taktik in die Wege geleitet, die sie nun mit Erfolg durchführten.

„Schließlich mußte er doch runter, der Mann vom Pughofe!“ sagte Jens Rön eines Tages, als mehrere Dünenbewohner auf dem Wege nach Torup waren.

Damit meinte er die Ausschlußwahl im Kreditvereine, die kürzlich so verlaufen war, daß ein Bauer gewählt ward, an Stelle des Besitzers vom Pughofe, Herrn Bruhn, der viele Jahre diese Stellung innegehabt hatte.

„Ja, ob er nun wollte oder nicht, herunter mußte er meiner Seel!“ lachte Niels Ralle.

„Uns Bauern kann ein Wissen frisches Fleisch dann und wann auch nicht schaden!“ meinte Rön.

„Langsam aber sicher! — so werden wir sie hols der Teufel wohl kriegen!“ sagte Krän Svab und zupfte an seinem Bart.

„Meinst Du nicht auch, Jürgen?“

„Ja, aber es wird noch eine Weile dauern!“

„Reinethalben, und wenn es so lange dauern sollte als dieser König regiert! Hier geben wir ihnen eins auf den Kopf und dort überstimmen wir sie — schließlich werden wir schon mit ihnen fertig werden!“

„Nur eins dürfen wir nie vergessen,“ sagte Jürgen, „nämlich, daß der Tüchtigste auch stets der Stärkste ist! Daher ist die heutige Versammlung, die über die Gründung einer Genossenschaftsmeierei beraten soll, außerordentlich wichtig. Seht, wenn wir es in dieser Weise treiben, dann bekommen wir Häusler genau so viel für unsere Butter wie die Gutsbesitzer, begreift Ihr das! — Aber zusammenhalten müssen wir!“

„Das versteht sich von selbst,“ pflichtete Rön bei.

„Ja, ohnedem können wir nichts durchsetzen — aber dann — er fluchte — können wir es auch!“ sagte Krän Svab.

„Können sie es anderswo, dann können wir es meiner Seel auch!“ Das war Rads Kirz.

In der Versammlung sprach Volksschullehrer Frode Eskildsen aus Lem über den Genossenschaftsgedanken. Seine schmale, mit blauen Adern durchzogene Hand strich lieblos den langen, wohlgepflegten Bart und seine großen, hellblauen Augen blickten über die Versammlung hin. Seine biegsame Stimme war daran gewöhnt, den Stimmungen des Herzens und der Phantasie Ausdruck zu verleihen und in Wendungen, wie sie auf Volksversammlungen gebräuchlich sind, sprach er in seinem weichen, singenden, süßlichen Dialekt — vom Volk der Dänen, von Volkstheorie und Selbstverwaltung, von den menschlichen Taten im Reiche des Geistes, davon die augenblicklichen ökonomischen Hindernisse in neue Kraftquellen zu verwandeln . . . Doch enthielt seine Rede auch viele Zahlen, Erläuterungen und gute Gründe. Und die Zukunftsaussichten, die er vor ihren Augen entrollte mit rauchenden Schornsteinen, wirbelnden Zentrifugen und mächtigen Stapeln großer Butterfässer ließ der Versammlung das Ganze nicht nur als ein gutes Geschäft erscheinen, sondern auch als eine lobenswerte nationale Tat, die den Anbruch einer neuen Zeit verkündete.

Als er geendet, war niemand mehr im Zweifel, und das Zeichen von Beiräten ging daher schnell von statten.

Aber als die Besche verhandelt wurden und man zu dem Punkt des Stimmrechts gelangte, erhob sich Sören vom Wiesen-

hose mit seinem Vogelgeschlecht und sagte: „Es ist doch nur billig, daß die, die die meisten Kühe haben und den großen Beitrag zahlen — daß die auch am meisten zu sagen haben in bezug auf die Einrichtung und den Betrieb der Meierei. Dafür werde ich stimmen!“

Fröde Eskildsen hielt darauf eine kleine Rede über das rechte Verständnis für Freiheit und Menschenrechte, die für alle gleich sein müßten, einerlei, ob sie eine oder mehrere Kühe hätten.

Trotzdem steckten die Toruper Hofbesitzer die Köpfe zusammen, und Michel Peter wagte zu äußern, daß ihm doch schiene, Sören Andersens Vorschlag habe etwas für sich.

Da erhob sich Jürgen. „Wenn wir alle, Klein und groß, gleich gut sein sollen im Kampf um unsere Freiheit und unser Recht, dann können wir wohl auch gleich gut sein in diesen Dingen hier, ohne daß der eine mehr Rechte hat als der andere. Stimmt es, daß wir alle gleich sein sollen, das Land zu regieren, dann dürfte doch wohl auch kein Unterschied sein bei der Leitung solcher einer Meierei.“ Er schleuderte die Säge sehr kräftig und nachdrücklich heraus.

Und es entstand eine kleine Pause.

Diese ward dadurch unterbrochen, daß Krän Gvas zu Sören Andersens gewandt, bemerkte: „Du bist, höls der Satan, nicht viel besser als ein Konservatiber!“

Sören Andersens ward dunkelrot, rümpfte die Nase und bewegte heftig die mageren, ausgespreizten Finger.

Und über seinen Vorschlag ward nicht weiter gesprochen.

Am Spätnachmittag, als die Sonne schon gleich einer blanken Scheibe über den westlichen Dünen hing, gingen die Dünenbewohner heim, den neuen, breiten, ausgeschaukelten Weg entlang, der von Torup nun direkt hinaus in die Dünen führte, und der noch unvollendet dalag mit halbfertigen Gräben und Erd-Mumpen, die in die Mitte geworfen waren.

Sie standen still und schauten darauf hin von einer seitlichen Erhöhung im Heidekraut aus, und ihre schwarzen Schatten fielen weit hinaus in die Heide.

Krän Gvas puhte mit großem Nachdruck seine Nase und trocknete dann seine Finger ab: „Du hast sogar den Gemeinderat vermocht mitzugehen, Jürgen!“

Es war, als ob Jürgen lächelte.

Mads Kirz, der sich auf seinen hinterrücks in die Erde gesteckten Stab stützte, wadete ein paar Schritte vorwärts und sagte vergnügt: „Ja, es sind meiner Seel viel schöne Dinge passiert in der letzten Zeit!“

„Der Augenblick fordert das, Mads!“ antwortete Rön und brüstete sich.

Und dann schritten sie wieder weiter miteinander den Dünen zu, gefolgt von den langen, schwarzen Schatten.

28.

Anders Krages Haar färbte sich heller und immer heller. Er wurde jeht alt. Nicht nur, daß seine Glieder steif waren, so daß er beim Gehen stolperte und schwankte, er trug auch noch an einer Krankheit.

Von einem Arzt wollte er nichts wissen. Aber eines Tages trant er eine halbe Flasche Kräuterbranntwein, denn „es sei doch möglich, daß die Geschichte inwendig in Fluß kommen könne“, meinte er. Und dann zog er sich aus am helllichten Tage. Er saß auf dem Betttrand in seinen gelben, baumwollenen Unterhosen und löste die langen Strumpfbänder, die an der einen Seite der ungefärbten Strumpfborte befestigt waren; aber die Strümpfe selber mußte Kjesten ihm ausziehen.

Und der alte Anders blieb im Bett liegen viele Tage und Wochen.

Da lag er drinnen im Alkoven mit seiner biden Mütze; denn er fror am Kopfe. In gewissen Zwischenräumen hob er die flache Hand ans Licht, um zu sehen, ob sie bald durchscheinend sei. Das war für ihn das Zeichen, ob er leben oder sterben werde.

Er klagte nie, denn er wußte wohl, daß es erst noch ganz anders kommen mußte, ehe das Leben im Körper erlöset war.

Aber ihn schauderte, wenn Kjesten abends zu ihm ins Bett kroch und er sich weiter dort hineinlegen mußte, wo das Bett noch kalt war. Dafür freute er sich aber um so mehr, mit ihr plaudern zu können, bis sie einschlief, meistens über Dinge aus alten Tagen. Jürgen und Marie hörten auf der anderen Seite der Bettwand jeden Abend Anders tiefes Gemurmel und dazwischen Kjestens schwache Altweiberstimme, die leiser und leiser wurde, bis sie zuletzt in Schnarchen überging.

Anders selber schlief nicht viel nachts. Aber mitten am Tage wollte er eine Weile Ruhe haben.

Eines Mittags störte Kjesten ihn durch irgend eine Arbeit, die sie verrichtete. Da steckte er den Kopf mit den grauen, unter der Mütze hervorquellenden Haarsträhnen aus dem Alkoven heraus und sagte in seinem alten, barschen Ton: „Könntest Du nicht noch ein wenig mehr Spektakel machen!“

Sie biß sich auf die Lippen, und es ward danach so still, daß man das Summen einer Fliege hätte hören können.

Später ging sie hin und schaute nach ihm. Dort lag ihr alter, starker Anders, mager und gelb mit entzündeten Augenlidern und blickte sie so eigentümlich an. Sie legte eine Hand auf die Bettdecke und fragte: „Glaubst Du, daß Du drüber hinwegkommst, Vater?“

„Ja, das Blut ist wohl noch zu warm, Kjesten,“ antwortete er

und legte seine Hand oben auf die ihre. Alles Strenge war aus seinem Blick verschwunden, schien ihr. —

Jürgen mußte ihm jeden Tag erzählen von den Tieren im Stalle, von den noch restierenden Futtermitteln in der Scheune und wie viel Tonnen die verschiedenen Kornarten nach dem Ausdreischen gaben, — auf diese Weise vermochte Anders dem ganzen Betriebe zu folgen.

An der Innenseite der Bettwand hatte Jürgen ein Bort angebracht, auf das der Alte seine kleinen Gebrauchsgegenstände legen konnte. Dort lagen seine doppellappelige Taschenuhr und seine Tabakdose. In kurzen Zwischenräumen nahm er ein Stück Kautabak, spie es aber bald darauf wieder aus in den hölzernen Spudnapf, der vor dem Bette stand; er konnte den Tabak nicht lange im Munde behalten, aber er vermochte ihn auch nicht zu entbehren.

Auf dem Bort lag ebenfalls seine Brille, und er benutzte sie jeden Tag. Er war nämlich der erste im Hause, der die Zeitung las, die Sören Knaf ihm jeden Tag auf die Bettdecke legen mußte.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wasser und Leben.

Von Eduard Opper.

Wilhelm Bölsche wirft in seinem Werke: „Das Liebesleben in der Natur“ die Frage auf: Was ist der Mensch? und kommt nach langen philosophischen und genetischen Betrachtungen zunächst zu dem Ergebnis: ein Weltkörper, der eine bestimmte Stelle in einer gewissen Reihenfolge der Weltkörpergebilde einnimmt. Und im Verlaufe seiner anschließenden Erörterungen chemischer Verbindungen meint er: man muß sich bloß an die simpelste aller solchen Verbindungen erinnern, die berühmte H_2O , wie der Chemiker sagt: zwei Teile Wasserstoff und ein Teil Sauerstoff zum Rezept „Wasser“ verbunden. Was sollte dein Leib anfangen ohne Wasser? Es ist nicht nur eins seiner wichtigsten Nahrungsmittel, sondern geradezu der Hauptbestand seines ganzen Gebäudes. Ein großes Benedig ist alle feste Substanz in uns, vom Wasser umspült, auf dem Wasser schwebend. Das neugeborene Kind besteht zu 66 Proz. aus Wasser, der Erwachsene immer noch aus 68 Proz. Selbst keine soliden Knochen haben noch 12 Proz. Wassergehalt, dein denkendes Gehirn hat 75, dein Blut gar 83 Wo die Temperatur bis auf eine gewisse mäßige Wohlgeit heruntergeht — wo das Eisen hart wird und an seiner harten Rinde mit dem Sauerstoff chemische Liebesleien anzubändeln beginnt, daß eine Rostkruste auf ihm entsteht —, wo die wilden Luftgeister Wasserstoff und Sauerstoff sich ebenfalls in Liebe gatten und als wunderbares taufrisches Wasserkind auf einmal einen blauen Himmelbogen über das Gebilde spannen, von dem es in Tropfen fällt, die sich unten zu sozialen Genossenschaften, Quellen, Seen, Ozeanen vereinigen: da ist das geheimnisvollste aller Weltkörperchen erst daheim: der Mensch.

Solcherart führt uns Bölsche in seiner anschaulichen Darstellungsweise vor Augen, wie unzertrennlich des Menschen Existenz von dem Vorhandensein des Wassers ist. Der enorme Wassergehalt des menschlichen Körpers spricht Wände dazu, und wenn uns der zum Unlug ausgeartete Sport der Hungerkünstler nichts weiter gelehrt hat, so doch eines, daß kein Mensch längere Zeit ohne Wasser zu leben imstande ist, denn Wasser nehmen auch die sogenannten Hungerkünstler zu sich. Tagtäglich. In der Tat, mit Wasser vermag es eine angepasste Natur wohl 80 und mehr Tage auszuhalten; ohne Zufuhr von Wasser würde der Mensch in acht Tagen tot sein.

Eine andere Kategorie von Lebewesen würde noch viel rascher dem Wassermangel erliegen, das sind die Pflanzen. Man sehe nur, wie rasch die Gewächse verdorren, wenn man ihnen die Wasserzufuhr abschneidet. Sie werden weiß, lassen die Blätter hängen, schrumpfen ein und verdorren. Wasser brauchen die Pflanzen zu ihrer Entwicklung, zur Atmung, zu den Bewegungsvorgängen, zu den Reizerscheinungen, kurz: zu allen Lebensprozessen. Eher kann ein Nährsalz vorübergehend fehlen, als das Wasser. Wasser ist keine Minute entbehrlich, sollen nicht sofort krankhafte Veränderungen bei der Pflanze auftreten.

So ist es denn auch mit dem Wassergehalt der Pflanze ähnlich wie mit dem des menschlichen Körpers. Regelmäßig übertrifft der Wassergehalt der lebenden Pflanze die Menge der Trodensubstanz ganz bedeutend. Manche Pilze enthalten 92 bis 98 Proz. Wasser. Wachsende Organe grüner Pflanzen führen gewöhnlich 80 bis 90 Proz., ausgewachsene Blätter weisen noch 60 bis 70 Proz., fleischige Wurzeln und Früchte gar 70 bis 90 Proz. Wasser auf. Festes Splintholz enthält noch 30 bis 50, Kernholz, lufttrockener Splint und Borke der Bäume immer noch 8 bis 15 Proz. Wasser. Lufttrockene keimfähige Samen enthalten noch 10 Proz., lufttrockene, aber noch gärungs- und wachstumsfähige Hefe immerhin noch 10 bis 13 Proz.

Duhamel war schon 1758 bekannt, daß man Landpflanzen, selbst Holzgewächse, in natürlichen Wässern zur Entfaltung bringen kann. Wiegmann und Polstorff wollten alsdann die für die Pflanzenernährung notwendigen Mineralstoffe feststellen, indem sie genau kontrollierte Bodenstoffe den Gewächsen darreichten. Aber

erst, als Knop 1881 auf Duhamel zurückgriff und die „Wasser-
Kulturmethode“ ausbaute, lernte man die für die Pflanzen un-
entbehrlichen Boden salze (Nährsalze) kennen. Dabei ergab sich,
daß zur Erziehung der meisten Gewächse in Wasserkultur sich
folgende Nährstofflösung eignet: auf 1000 Gewichtsteile Wasser
1 Teil salpetersaurer Kalk, je ¼ Teil salpetersaures Kali, saures
phosphorsaures Kali und schwefelsaure Magnesia, und ein fünf-
zigstel Teil phosphorsaures Eisenoxyd. Die Lösung ist also kaum
zweipromillig, genau 0,177 prozentig, also ein sehr verdünntes
Salzgemisch. Aber so und nicht anders findet es die Pflanze im
Boden. Das Verhältnis der Wassermenge zur Nährsalzmenge ist
500 : 1.

Die Zahl der chemischen Individuen (elementaren Substanzen),
die von der Pflanzenwelt produziert werden, ist erstaunlich groß.
Weit mehr als 1000 dieser Körper sind aus der Pflanze schon her-
gestellt worden. Abgesehen von Kali, Kalk, Schwefelsäure und
Phosphorsäure, Magnesia und Eisen, findet man in der Pflanzen-
schäße z. B. Chlor (an Metalle gebunden), Mangan, Kieselsäure,
Natron, ja sogar Jod, Brom, Fluor, Lithium, Barium, Strontium,
Rubidium, Aluminium, Kupfer, Blei, Silber, Zink, Nickel, Arsen
und Kobalt. Während diese zuletzt genannten Bestandteile ver-
hältnismäßig selten sind, trifft man Schwefel und Kali in jeder
Pflanzenzelle. Schwefel ist für die Eiweißverbindungen unent-
behrlich, ohne die keine Zelle existenzfähig ist; dagegen ist noch nicht
ganz klar, warum die Zellen auch regelrecht Kali enthalten. Aber
selbst in Pflanzen, bei denen der eine oder andere dieser vor-
genannten Körper überwiegt — in der Asche mancher Getreide-
körner hat man z. B. 50, in der von Schachtelhalmen gar bis
60 Proz. Kieselsäure festgestellt, andere Getreidekörner enthalten
bis 53 Proz. Phosphorsäure, die Asche von Lycopodium com-
planatum wies 38 Proz. reine Tonerde auf usw. —, selbst in solchen
Pflanzen spielt das Wasser die Hauptrolle.

Das Wasser, das die Pflanze trinkt und das Erdreich tränkt,
hat die wichtige Aufgabe, die mineralischen Stoffe aufzuschließen
und Lösungen herzustellen, aus denen sich die Saugwurzeln der
Gewächse ihre Nahrung auswählen. Diese Nahrung wieder kann
nur durch Vermittelung des Wassers — als wässerige Lösung —
in die Wurzeln gelangen und auch von da aus nur durch Hilfe des
Wassers an die Stelle des Verbrauchs geleitet werden. In der leben-
digen Pflanze ist das Wasser also Transportmittel, treibende Kraft
und Betriebsmaterial. Dieses Ruhwasser wird nicht festgehalten,
sondern strömt durch die Pflanze hindurch und wird von den
Blättern in Dampfform der atmosphärischen Luft zurückgegeben.
Die Menge dieses Betriebswassers, das ohne Raft und Ruhe un-
ablässig die Millionen Pflanzenzellen durchwandert, die in ihm
gelösten Nährstoffe in die Zellenlaboratorien der Blätter trägt, um
in den Kreislauf der Atmosphäre zurückzuführen, nur um neuem,
immer neuem Wassernachschub Platz zu machen, übersteigt das Ge-
wicht der Pflanze im Laufe der Zeit um das Hundertfache. Man
kann annehmen, daß es im Durchschnitt überhaupt zwei Drittel des
augenblicklichen Gewichts der Pflanze ausmacht, während auf die
erarbeitete Trodensubstanz nur ein Drittel fällt. Ein Kistof, der
frisch 2,24 Gramm wog, enthielt nach dem Austrocknen nur noch
0,126 Gramm, bestand also zu mehr als 94 Proz. aus Wasser.
Torfmoos, das im frischen Zustand 25,067 Gramm Gewicht hatte,
befaß ausgetrocknet nur noch 2,535 Gramm, enthielt demnach
90 Proz. Wasser, und man trockne einmal einen zentnermäßigen
Kürbis aus! Man wird staunen über die geringe Trodensubstanz.

Aber nicht nur als Betriebsfaktor kommt das Wasser hier in
Frage, es ist auch ein direkt unentbehrlicher Nährstoff für die
Pflanze. Bei dem Aufbau der Moleküle des Zuckers, der Stärke,
des Zellstoffes, der Fette und Säuren, der eiweißartigen Verbin-
dungen, also aller wichtigen Substanzen, aus denen die Pflanze
besteht, haben sich die Atome des Wassers als Bausteine einzu-
fügen, und es könnte ein Wachstum der Pflanze, eine Zunahme
ihrer Masse ohne Wasser gar nicht erfolgen (Kerner). Abgesehen
von der ebenso unentbehrlichen Kohlensäure kann die Pflanze jede
andere Substanz eher kürzere oder längere Zeit entbehren als das
Wasser. Wir können ja nicht einmal einen Samen zum Keimen
bringen, wenn wir ihm nicht genügend Wasser zuführen. Die
Salze und Säuren im Innern der Samen ziehen mit großer
Energie Wasser an, mit gleichem Eifer fesseln die Moleküle des
Zuckers und der Eiweißstoffe das Wasser an sich, die Zellen werden
ausgefüllt, das immer nachdrängende angezogene Wasser bringt sie
in einen straffen Zustand der Spannung, den man Quellung oder
Turgor genannt hat, und kommt nun die notwendige Wärme dazu,
so werden die Samen gesprengt: sie keimen. Wir erleben das zu
Millionen Malen im Frühjahr, wenn sich im Reiche der Flora das
neue Leben regt, wenn die Blüten grün werden, die Samen auf
den Feldern sprießen, die Knospen schwellen und die Büume mit
frischem Laube und prächtigen Blüten sich schmücken. Außer allem
Zweifel ist, daß die Ueppigkeit der neuen Sprosse und Organe in
direktem Verhältnis zu der Wassermenge steht, die der Pflanze zu-
geführt wurde.

Der Hauptarbeitsprozeß der Pflanze ist an das Wasser ge-
bunden. Die Produktion fester Substanz ist ohne Wasser nicht
denkbar. So ist es nicht verwunderlich, daß viele der zu Nähr-
werten umgewandelten Nährstoffe noch hohe Prozentätze an Wasser
enthalten. Die wichtige Zellulose besteht aus 5 Atomen Sauer-
stoff, 6 Atomen Kohlenstoff und 10 Atomen Wasserstoff. Die äthe-
rischen Öle setzen sich zumeist aus 10 Atomen Kohlenstoff und

16 Atomen Wasserstoff zusammen, und selbst Stärke ist mehr oder
weniger wasserhaltig. Auch so dokumentiert sich die Allgegenwart
und Allnotwendigkeit des Wassers. Ohne Wasser kein Leben.
Denken wir an die Wüste! Ihr fehlt das Wasser und die Flora.
Nur in den wasserhaltigen Däsen regt sich Tier- und Pflanzen-
leben. Unzertrennlich ist das Leben an das Wasser gebunden, so-
wohl das Pflanzen- wie das tierische und menschliche Leben. Man
beizeiteit, daß es auf dem Monde irgendeine Art Leben gibt, ledig-
lich weil es dem Monde an Wasser fehlt. Die Schwefelbakterien,
niederste Pflanzenwesen, atmen Schwefelwasserstoff, der jedes
andere Leben ertöten würde, sie fressen in buchstäblichem Sinne
Steine als Brot, aber ihr Leben wäre verwirrt, wenn man ihnen
das Wasser entzöge. Selbst diese anspruchslosesten unter den
mikroskopischen Existenzen können ohne Wasser nicht leben. Das
vielgeschmähte Wasser entpuppt sich also da als von einer Wichtig-
keit, die man einer Verbindung von der simplen Zusammensetzung
H₂O gar nicht zugetraut hätte.

Seefischnahrung.

Seefische, die in der täglichen Nahrung der Küstenbewohner
eine so große Rolle spielen, werden im Binnenlande immer noch
nicht nach Gebühr geschätzt. Das beweisen vor allem die Zahlen
über den Seefischverbrauch in Deutschland. Während der Konsum
von Warmblüterfleisch sich auf etwa 40 Kilogramm im Jahre pro
Kopf der Bevölkerung stellt, beträgt der Seefischkonsum nur
6 Kilogramm pro Jahr und Kopf; von diesen 6 Kilogramm ent-
fallen etwa 4 Kilogramm auf ausländische Seefische — hauptsäch-
lich kommt hierbei der beliebte Salzhering in Betracht —, so daß
der Konsum an frischen Fischen aus deutscher Seefischerei nur
ganze 2 Kilogramm jährlich pro Kopf beträgt. Das ist in der Tat
außerordentlich wenig. Dabei haben wir im Fleisch der See-
fische ein Nahrungsmittel, das dem Warmblüterfleisch in den
meisten Beziehungen völlig ebenbürtig, ja diesem in einigen sogar
überlegen ist. Die billigsten Eiweißträger aus dem Tierreiche sind
zweifellos die Seefische, eine Tatsache, die in der Zeit der Teue-
rung aller notwendigen Lebensbedürfnisse die verständnisvolle
Beachtung aller Hausfrauen finden mußte.

In einem Vortrage, den der Hamburger Fischereidirektor
Lübbert im Berliner Rathaus kürzlich auf Veranlassung des
deutschen Vereins für Volkshygiene hielt, wies der Redner ein-
gehend die Haltlosigkeit der landläufigen Vorurteile gegen die
Seefische nach. Vielsach meint man z. B., es handele sich dabei um
abgetorbene Fische. Dem ist nicht so. Unmittelbar nach dem
Fange werden die lebenden Fische an Bord der Fischdampfer oder
Fischerboote von der Mannschaft geschlachtet und gesäubert. In
Eis verpackt gelangen sie auf dem schnellsten Wege in das Binnen-
land, wo man heute Seefische jederzeit in tadelloser Frische kaufen
kann. Eingehende Untersuchungen über den Nährwert der See-
fische haben ergeben, daß z. B. der zurzeit billigste Seefisch, der
Köhler- oder Seelachs, mehr Eiweiß enthält, als Schweinefleisch
und nur etwas weniger als Rindfleisch. An Fettgehalt steht das
Fischfleisch vielfach hinter dem Warmblüterfleisch zurück. Dafür
besitzen Fische einen nicht unerheblichen Gehalt an Phosphor, der
besonders bei Kindern in der Zeit des Knochenwachstums von
günstigem Einfluß auf die Entwidlung ist. Frischgelochter Fisch
ist dem Fleisch der Vierfüßer überlegen in Bezug auf Verdaul-
ichkeit und Ausnutzung im Körper. Die Ausscheidung
von Harnsäure ist bei Seefischgenuß um die Hälfte geringer, als
bei Warmblüterfleisch. Da starke Harnsäurebildung oft zu quäl-
enden Krankheiten führt, spricht jene Tatsache auch zugunsten
der Seefischkost. Durch Versuche am Kraftmeyer ist die Eben-
bürtigkeit der Seefischnahrung mit anderen Fleischsorten gleich-
falls nachgewiesen. Nicht so günstig steht es mit dem Sätti-
gungsgefühl nach einer Fischmahlzeit. Nur Obst, Eier und
gekochter Reis übertreffen die Fische an Verdaulichkeit. In diesem
Vorzug liegt aber auch der Nachteil begründet, daß der Magen
nach Fischgenuß bald wieder leer ist. Frischgelochter Fisch „hält
nicht lange vor“. Wo dieser Uebelstand empfunden wird, kann
man ihm abhelfen, indem man den Fisch mit fättigenden Zutaten
reicht, wie Makkaroni, Sauerkohl und Hülsenfrüchte. Ueberhaupt
sollte man sich gewöhnen, das Fischfleisch genau so wie anderes
Fleisch zu behandeln. Es läßt sich z. B. zu schmackhaften Ragouts,
Fritassee und zu Gulasch ebenjogut herrichten, wie zu Koteletts,
Klößen und Klößen. Um die Kenntnis rationeller Zubereitungsmethoden
zu verbreiten, veranstaltet der deutsche Seefischereiver-
ein in großen Städten gelegentlich unentgeltliche Fischkochkurse.
Wo sich den Frauen des Proletariats die Möglichkeit bietet, solche
Kochkurse wahrzunehmen, da sollten sie es tun. So werden sie am
besten von ihren Vorurteilen gegen den Seefischgenuß kuriert
werden. Wenn ferner der Kleinhandel es den großen Waren-
häusern gleichtun und nach besonders ergiebigen Fängen ent-
sprechend mit den Detailpreisen heruntergehen würde, dann wür-
den wir eher zu einem Massenkonsum eines unserer wertvollsten
Nahrungsmittel kommen und frische Seefische würden das werden,
was sie längst sein sollten: ein Volksnahrungsmittel ersten
Ranges.
M. Kt.